

Wolfgang Eßbach

Interdisziplinäre Kreuzungen

Soziologie – Anthropologie –
Geschichte



Springer VS

Interdisziplinäre Kreuzungen

Wolfgang Eßbach

Interdisziplinäre Kreuzungen

Soziologie – Anthropologie –
Geschichte

 Springer VS

Wolfgang Eßbach
Freiburg, Deutschland

ISBN 978-3-658-36684-1 ISBN 978-3-658-36685-8 (eBook)
<https://doi.org/10.1007/978-3-658-36685-8>

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Der/die Herausgeber bzw. der/die Autor(en), exklusiv lizenziert durch Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH, ein Teil von Springer Nature 2022

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von allgemein beschreibenden Bezeichnungen, Marken, Unternehmensnamen etc. in diesem Werk bedeutet nicht, dass diese frei durch jedermann benutzt werden dürfen. Die Berechtigung zur Benutzung unterliegt, auch ohne gesonderten Hinweis hierzu, den Regeln des Markenrechts. Die Rechte des jeweiligen Zeicheninhabers sind zu beachten.

Der Verlag, die Autoren und die Herausgeber gehen davon aus, dass die Angaben und Informationen in diesem Werk zum Zeitpunkt der Veröffentlichung vollständig und korrekt sind. Weder der Verlag noch die Autoren oder die Herausgeber übernehmen, ausdrücklich oder implizit, Gewähr für den Inhalt des Werkes, etwaige Fehler oder Äußerungen. Der Verlag bleibt im Hinblick auf geografische Zuordnungen und Gebietsbezeichnungen in veröffentlichten Karten und Institutionsadressen neutral.

Planung/Lektorat: Cori Antonia Mackrodt

Springer VS ist ein Imprint der eingetragenen Gesellschaft Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH und ist ein Teil von Springer Nature.

Die Anschrift der Gesellschaft ist: Abraham-Lincoln-Str. 46, 65189 Wiesbaden, Germany

Fächervielfalt und das Gebiet der Soziologie. Einleitung

Interdisziplinarität und die Vermehrung der Tellerränder

Zu den faszinierenden Problemen des Unterrichts der Geometrie, die Jugendliche zum Nachdenken und zu kontroversen Diskussionen verleiten können, gehört die Botschaft, daß echt parallele Geraden einander im Unendlichen schneiden. Die aufregende Suche im Unendlichen mußte freilich bald abgebrochen werden, wenn die Lehrer Aufgaben zur Berechnung vom Kreuzungspunkt zweier Geraden an die Tafel schrieben. Wenn man sich die Linien, auf denen akademische Disziplinen fortschreiten, wie echt parallele Geraden vorstellt, erübrigt sich die Frage nach interdisziplinären Kreuzungen im Endlichen. Aber die Linien der Disziplinen verlaufen nicht gerade, sie kennen Krümmungen, Kurven und Schleifen, so daß es im begrenzten akademischen Raum unvermeidlich zu Kreuzungspunkten kommt. Für interdisziplinäre Kreuzungen sollte man freilich von der Geometrie-Metapher Abstand nehmen, denn der streng geometrische Punkt einer Kreuzung ist unsichtbar, weil er keine Ausdehnung hat. Interdisziplinarität belegt dagegen seit mehr als einem halben Jahrhundert eine wachsende Fläche des akademischen Raumes.

Kreuzungen sind aber nicht allein eine Angelegenheit der Geometrie, sondern auch der Genetik. Kreuzen kann man auf dem Wege geschlechtlicher Fortpflanzung zwei genetisch verschiedene Arten: Pflanzensorten beziehungsweise Tierrassen. Dies gelingt freilich nur zwischen relativ nahen verwandten Arten, die miteinander keine Kreuzungsbarrieren haben. Das Ergebnis der Kreuzung ist ein Mischling, ein Hybride. Mit dem indischen Literaturtheoretiker Homi K. Bhabha wanderte der Begriff der Hybridität aus der Genetik in die Forschungen, die sich mit Räumen befaßen, in denen Personen aus unterschiedlichen Kulturen aufeinandertreffen und einen „dritten Raum“ der Verständigung projektieren (Bhabha 2000). Analog dazu konnten dann auch Angehörige aus Fachdisziplinen

wie einander fremde Stämme betrachtet werden, die sich an das Projekt eines interdisziplinären Raums machten, dem eine neue Qualität zugesprochen wurde, die auf den Namen Transdisziplinarität getauft wurde.

Man kann Interdisziplinarität und Transdisziplinarität, die oft nicht genau unterschieden werden, wenn es um ein fächerübergreifendes Forschen geht, als zwei divergente Richtungen betrachten. Interdisziplinär geht es um Kreuzungspunkte oder Schnittflächen zwischen einzelnen Fächern. Es geht hier darum, mit anderen Disziplinen ins Gespräch zu kommen, entweder um Anregungen zu erhalten, die für die eigene Disziplin nützlich sind, oder die eigene Fachperspektive in ein Thema einzubringen, das mehrere Fächer interessiert. Transdisziplinäres Arbeiten zielt dagegen auf die Entwicklung eines gemeinsamen Raums, in dem eine integrative neue Theorie und Methode als Hybrid entsteht, der die Rückbindung an die Herkunftsdisziplin verblassen läßt (Loth und Wessels 2001).

Ob Inter- oder Transdisziplinarität – beides setzt die Existenz von Disziplinen voraus. Deren Genese und Ausdifferenzierung ist voraussetzungsvoll (Stichweh 1994). Mit der Rede von Wissenschaft als eines Kollektivsingulars ist ein Feld ausgewiesen, dem sich intellektuelle Praktiken zuordnen können, indem sie Grenzen zwischen Gegenständen und Gegenstandsbereichen des Wissens markieren, sich unter den Namen eines Faches stellen und für diese Disziplin Wissenschaftlichkeit beanspruchende Publikationen verfassen. Institutionell gestützt und legitimiert sind die Disziplinen durch die Einrichtung der Forschungsuniversität im 19. Jahrhundert, an deren Forschung sich auch die Ausbildung von Studenten ausrichten soll, und durch die Bindung der Ausbildung für akademische Berufe in den Praxisfeldern von Recht, Medizin, Religion und Schulerziehung an die Universität.

An dieser engen Verflechtung von Disziplin, Universität und Profession konnte so manches ‚verkannte Genie‘ scheitern, wenn die Publikation nicht ins Format paßte. „Wahrheit ist die Grenze der Wissenschaft. In demselben Sinne, als sich die Freiheit der deutschen Rheinschiffahrt jusqu’ à la mer, erstreckt sich die Freiheit der deutschen Wissenschaft jusqu’ à la vérité. Wo die Wissenschaft zur Wahrheit kommt, Wahrheit wird, da hört sie auf, Wissenschaft zu sein, da wird sie ein Objekt der Polizei – die Polizei ist die Grenze zwischen der Wahrheit und Wissenschaft.“ Dies schrieb Ludwig Feuerbach im Vorwort von 1843 zu seinem religionskritischen Hauptwerk *Das Wesen des Christentums* (1976: 397), nachdem er sich seine Universitätskarriere mit der Veröffentlichung seiner *Gedanken über Tod und Unsterblichkeit* verbaut hatte.

Seit dem 19. Jahrhundert erleben die Universitäten ein enormes Mengenwachstum wissenschaftlicher Publikationen, dem nur mit einer Aufsplitterung von Disziplinen, Teildisziplinen und Unterdisziplinen beizukommen ist. Waren es zu Beginn nur die vier Fakultäten: die allgemein bildende Philosophische Fakultät sowie die auf akademische Berufe bezogenen drei Fakultäten für Theologie, Jurisprudenz und Medizin, so kommt es gegen Ende des Jahrhunderts angesichts der anwachsenden Zahlen der Studenten insbesondere der Philosophischen Fakultät zu einer Ausdifferenzierung von neuartigen natur-, geistes-, staats- oder wirtschaftswissenschaftlichen Fakultäten (Rüegg 2004). Wissenschaft im Kollektivsingular und die *universitas litterarum* prozessierten in einer der industriegesellschaftlichen Arbeitsteilung analogen Form in Richtung auf ein Spezialistentum tendenziell sich verkleinernder Gegenstandsbereiche. Bis zu seinem Tod im Jahre 1848 lehrte Ferdinand Gottlieb Gmelin von seinem Lehrstuhl an der Tübinger *Eberhard-Karls-Universität* aus die Disziplinen Pathologie, Pharmakologie, Physiologie, Mineralogie und Geographie, die Jahrzehnte später durch eigene Lehrstühle vertreten wurden (Hirsch 1879). Spezialisierung galt als Königsweg für die Erreichung eines wissenschaftlichen Fortschritts. „Nur durch strenge Spezialisierung kann der wissenschaftliche Arbeiter tatsächlich das Vollgefühl, einmal und vielleicht nie wieder im Leben, sich zu eigen machen: hier habe ich etwas geleistet, was dauern wird.“ So mahnte Max Weber 1919 seine Hörer in seinem legendären Vortrag *Wissenschaft als Beruf* (1988: 588). Ob Webers eigene wissenschaftliche Leistung aus heutiger Sicht als eine durch strenge Spezialisierung hervorgebrachte bezeichnet werden kann, dürfte wohl auch für Weber-Spezialisten fraglich sein, die in ihm eher einen Universalgelehrten sehen (Max-Weber Stiftung 2014).

Eine leicht übersehene Folge der Spezialisierung ist die Zerfaserung der Rede von Disziplin und Interdisziplinarität. Nimmt man Disziplinen als Fächer, so zählte der Hochschulverband in der Bundesrepublik schon in den 1970er Jahren über viertausend Fächer (Mittelstraß 1987). Bezieht man Disziplinen auf Studiengänge so gab es im Wintersemester 2019/2020 insgesamt 20.029 namensverschiedene Studiengänge, davon waren 18.423 Bachelor- oder Masterstudiengänge.¹ Je kleinteiliger ein Fach definiert wird, um so mehr Interdisziplinarität ist zu erwarten, auch wenn ein Gespräch zwischen einem Medienwissenschaftler und einer Spezialistin der Erforschung der Fernsehgeschichte nicht unbedingt als ein interdisziplinäres Gespräch wahrgenommen werden muß. Aber wenn angesichts der unüberschaubar

¹ Statista online: <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/2854/umfrage/bachelor--und-masterstudiengaenge-in-den-einzelnen-bundeslaendern/>

gewordenen Menge von Fächern diese zu Fächergruppen gebündelt werden und Heinz Heckhausen folgend z. B. alle hermeneutisch verfahrenen Geisteswissenschaften als eine Disziplin gebündelt werden, sinkt die Menge interdisziplinärer Projekte. Das Gespräch zwischen einer Latinistin und einem Zeithistoriker wäre nach dieser Einteilung intradisziplinär (Heckhausen 1987; Müller 2018). Mit dem „Bologna-Prozeß“ ist schließlich die generalisierte Forderung nach einem Vorrang von Interdisziplinarität gegenüber einer Niveauehöhung der einzelnen Fächer zum Programm erhoben. Das von der Bertelsmann Stiftung und der Hochschulrektorenkonferenz als gemeinnützige GmbH gegründete Centrum für Hochschulentwicklung (CHE), das den Masterplan für den Totalumbau der deutschen Universitäten: die „Entfesselte Hochschule“ aufgestellt hat, forderte „ein Umdenken dahingehend, dass Interdisziplinarität nicht unter einen prinzipiellen Qualitätsvorbehalt gestellt wird.“ (Witte u. a. 2003: 6; Müller-Böling 2000)

Und die Soziologie?

Wenn man nach der Rolle der Interdisziplinarität für das Fach Soziologie fragt, so ist zunächst daran zu erinnern, daß Soziologie sehr spät in den Raum der disziplinären Architektur der Fakultäten eingetreten ist und Mühe hatte, darin einen Platz zu finden. In epistemologischer Hinsicht sind es in der Mehrzahl einerseits die Rechts- und Staatswissenschaftlichen und andererseits die Philosophischen Fakultäten gewesen, aus denen heraus Wissenschaftler soziologische Themenstellungen, Theorien und Methoden entwickelt haben. Die größte Schwierigkeit bestand jedoch darin, den Gegenstand, das Gebiet der Soziologie in Relation zu den an Universitäten vorhandenen Fächern zu definieren.

Die Gegenstandsbeschreibung ‚Wissenschaft von der Gesellschaft‘ konnte so verstanden werden, daß Soziologen sich mit Fragen befassen wollen, die von den bestehenden Fächern schon hinreichend erforscht werden und daher im Prinzip überflüssig seien. Georg Simmel (1920: 6) hat diese Position treffend charakterisiert: „Alle Existenz, so hören wir, komme ausschließlich den Individuen, ihren Beschaffenheiten und Erlebnissen zu, und ‚Gesellschaft‘ sei eine Abstraktion, unentbehrlich für praktische Zwecke, höchst nützlich auch für eine vorläufige Zusammenfassung der Erscheinungen, aber kein wirklicher Gegenstand jenseits der Einzelwesen und der Vorgänge an ihnen. Wenn ein jedes von diesen in seiner naturgesetzlichen und historischen Bestimmtheit erforscht sei, so bliebe für eine davon gesonderte Wissenschaft überhaupt kein reales Objekt mehr übrig.“ Wenn der Physiologe den Körper des Menschen, die

Psychologin die Seele, der Staatswissenschaftler das politische Verhalten, die Ökonomin das Wirtschaftsverhalten, der Philologe die Sprache, die Theologin den Glauben der Menschen und der Historiker die Geschichte als existierende Tatsachen untersucht hat, gibt es gar nichts mehr zu untersuchen. Das Gebiet der Soziologie ist nirgends. Die Sphäre der menschlichen Existenz ist restlos aufgeteilt unter schon bestehenden Disziplinen. Nach dieser Argumentation hängt das Fach Soziologie in der Luft, denn wo es seinen Gegenstand akademisch verorten möchte, wird schon ernsthafte Wissenschaft betrieben.

Die Gegenposition, in der die Notwendigkeit des Faches Soziologie begründet wird, beschreibt Simmel wie folgt: „Alles was Menschen sind und tun, so heißt es nun andererseits, geht innerhalb der Gesellschaft, durch sie bestimmt und als Teil ihres Lebens vor sich. Es gebe also überhaupt keine Wissenschaft von menschlichen Dingen, die nicht Wissenschaft von der Gesellschaft sei. Anstelle der künstlich gegeneinander isolierten Einzelwissenschaften historischer, psychologischer, normativer Art habe also die Gesellschaftswissenschaft zu treten und in ihrer Einheit zum Ausdruck zu bringen, daß alle menschlichen Interessen, Inhalte und Vorgänge durch die Vergesellschaftung zu konkreten Einheiten zusammengingen“ (ebd.). Hier wird Soziologie als eine Disziplin entworfen, die alle Wissenschaften vom Menschen einschließt. Mediziner, Juristen, Ökonomen, Philologen usw. bildeten gleichsam Unterabteilungen der Wissenschaft der Gesellschaft – ein tollkühner Anspruch eines Faches, das zu Simmels Zeit als ein selbständiges Fach kaum an einer europäischen Universität formell etabliert ist.

Kein Fach kann sich seine Geburtsstunde frei wählen. Soziologie entsteht – worüber viel geschrieben würde – aus der großen Krise des Sozialen im 19. Jahrhundert, und sie entsteht in einer Disziplinenlandschaft, in der ihr kein Platz eingeräumt oder zu viel Platz von ihr beansprucht wird. Eine Folge dieser Lage am Anfang ist einerseits eine perennierende innerfachliche Debatte um die Identität der Soziologie, andererseits eine besondere Offenheit des Faches für interdisziplinäre Perspektiven. In den letzten fünfzig Jahren haben Fragen fachlicher Identität und Interdisziplinarität die Soziologie im Zusammenhang der Transformationen institutionalisierter Wissenschaft und Bildung in eine eigentümliche Lage gebracht. Für Lehre und Studium einerseits und für Forschung andererseits kann man unterschiedliche Entwicklungen aufzeigen.

Der Verfasser dieser Studien hatte das Glück, in einer Zeit zu studieren, in der Ordinarien der Soziologie aufgrund ihres eigenen wissenschaftlichen Werdegangs in der Regel von anderen Fächern her zur Soziologie gekommen waren. Sie hatten sich eine gesunde Skepsis gegenüber den Jüngeren bewahrt, die, von fachlichen Identitätsängsten geplagt, meinten, Soziologie gegen das vormalige „Unsoziologische“ abgrenzen zu müssen. Hans Paul Bahrdt pflegte uns

zu ermutigen, wer Soziologie treibe, müsse in fremden Gärten wildern. Es war durchaus üblich, Lehrveranstaltungen zu besuchen, weil sie von interessanten Leuten über interessante Themen angeboten wurden, egal aus welchem Fach der Geistes- und Sozialwissenschaften oder auch anderer Fakultäten. In die Reformdebatte der 1960er Jahre brachte Heinrich Popitz die Idee der „Halbbildung“ ein: Kein Naturwissenschaftler oder Techniker verläßt die Universität, ohne ein geistes- oder sozialwissenschaftliches Nebenfach studiert zu haben, ebenso wie kein Geistes- und Sozialwissenschaftler die Universität verläßt, der nicht ein naturwissenschaftlich-technisches Nebenfach studiert hat. Diese Halbbildung sollte verhindern, daß die Universitäten Menschen entlassen, die der Hälfte der modernen Welt ungebildet gegenüberstehen.

Ralf Dahrendorf schrieb 1989 zu den wiederkehrend gehegten Hoffnungen auf Interdisziplinarität, diese Hoffnungen seien „irrig, so irrig wie die Annahme einer ‚inneren Einheit‘ von Fächern. Für die Forschung sind Fächer ohnehin irrelevant. Forschung hat es mit Problemen zu tun, und wer Möglichkeiten der Untersuchung darum ausläßt, weil sie zu einem anderen Fach ‚gehören‘, ist ein schlechter Forscher. In der Lehre gilt im Prinzip dasselbe, wenngleich da die Sozialorganisation der Fächer – und der Wunsch von Lehrenden und Lernenden, sich an irgendetwas festzuhalten, und sei es ein noch so schwankendes Rohr – schwerer überwindbare Hindernisse schafft“ (Dahrendorf 1989: 9). Diese Hindernisse für ein an Problemen orientiertes Studium waren mit der Expansion des tertiären Sektors des Bildungssystems, beim dem auf eine strukturelle Differenzierung zwischen berufsorientierten Hochschulen und Forschungsuniversitäten praktisch verzichtet wurde, in beträchtlichem Ausmaß gewachsen. Forschungsuniversitäten wurde die Hauptlast der Studierwilligen zugemutet. Hinzu kamen Kapazitätsverordnungen, die einen numerus clausus ausbremsen sollten, eine chronische Unterfinanzierung und schließlich Reformen, die das Studium an Universitäten in eine Rennstrecke mit idiotensicheren Marschbefehlen verwandelten. Die Kontingente für Nebenfächer wurden auf das Niveau von Schnupperkursen eingekürzt. In der Lehre mußten Propädeutika die Defizite der schulischen Oberstufe bei einer größer werdenden Zahl von Studienanfängern ausgeglichen um überhaupt Studierfähigkeit in einem ernsthaften Sinne zu garantieren. Den viel beschworenen Blick über den Tellerrand des Hauptfachs oder gar interdisziplinäre Öffnungen konnten sich unter den Bedingungen der Lernfabrik nur wenige Lehrende und Studierende leisten. Die Überlastung mit den Aufgaben von Lehre und Prüfung zog als unbeabsichtigte Folge eine verschärfte Diskussion über Fragen der soziologischen Fachidentität nach sich. Was müssen Absolventen kennengelernt haben und was muß nicht mehr gelehrt

werden? Welche Fachgebiete müssen vor Ort vertreten sein, damit ein vollgültiges Hauptfachstudium überhaupt möglich ist?

So kam es dazu, daß die Konzentration auf Fragen der Sozialorganisation fachlicher Lehre, verbunden mit dem Wunsch, Absolventen zu entlassen, deren soziologische Identität bestenfalls zu einer vermarktbaren Professionalität gesteigert werden sollte, die Chancen für interdisziplinäre Horizonte verringerte. Aber das war nicht alles. Im Gegensatz dazu eröffneten sich im Bereich der Forschung vermehrt Möglichkeiten, soziologische Perspektiven interdisziplinär zu verankern. Die hauptsächlich aus Finanzmitteln des Bundes finanzierten Graduiertenkollegs und Sonderforschungsbereiche folgten von vornherein dem Gebot der Interdisziplinarität. Sie waren thematisch orientiert und sollten Promovenden und Habilitanden aus verschiedenen Disziplinen, um einen Fragenkomplex gruppiert, zusammenführen.

In manchen dieser interdisziplinären Kontexte wuchs der Soziologie die Funktion einer „Theorielieferantin“ zu – eine Aufgabe, die an anderen Orten die Philosophie übernehmen konnte. Nachgefragt wurden insbesondere soziologische Theorien, die versprachen, grundlegende Konzepte für menschliches Handeln, soziale Systeme und Strukturen oder soziale Normen, für das Verhältnis von Kultur und Gesellschaft oder von Natur und Gesellschaft zu bieten. Die generalisierenden Vokabularien soziologischer Theorie konnten auf einer allgemeinen Ebene den Austausch zwischen speziellen Fachgebieten und Fachsprachen befördern.

Die Soziologie war für diese Aufgabe gut gerüstet. Nach den heftig geführten Schulstreits der 1960er und 1970er Jahre zwischen Positivismus und kritischer Theorie, zwischen Neobehaviorismus und Psychoanalyse, Strukturalismus und Dialektik, System- und Lebenswelttheorie war der Streit um die richtige Theorie auf dem Wege der Rekonstruktion von Klassikern der Soziologie und von systematischen Theorievergleichen beruhigt worden. Im Rückblick zeigte sich, daß es sich bei den damaligen Schulstreits um Fortsetzungsgeschichten von Paradigmen gehandelt hatte, die um 1900 in der Grundlagenkrise der Wissenschaft ihre Kontur erfahren haben. Wie so oft, so wurde auch hier am Ende der Gesamthorizont der Theorieentwicklung einer Epoche überschaubar.

Unter dem mächtigen Erfahrungsdruck der sich modernisierenden europäischen Gesellschaften zerfällt um 1900 die Kohärenz eines konventionell fraglos vorausgesetzten Wissenschaftsbegriffs. Es entstehen nicht nur neue Fächer, sondern auch die Gründungstexte der Ismen und Denkrichtungen, die sich in den 1920er und 1930er Jahren zu theoretischen Grundorientierungen ausbildeten und deren Entfaltung und Rezeption zum Teil sehr stark von den politischen Katastrophen der Zwischenkriegszeit betroffen waren. Um 1900 bildet sich aus der Arbeiterbewegung und der Frauenbewegung ein gelehrter

Marxismus und Feminismus. Freuds Psychoanalyse, Husserls Phänomenologie, de Saussures Linguistik, der Pragmatismus, der Logische Positivismus usw. – es waren Fortsetzungen dieser Grundorientierungen, die in den 1960er und 1970er Jahren im Streit lagen. Zum Ende der Jahrhundertwende konnte man erleben, wie die alten Gesten des Theorieradikalismus zurückgenommen waren und der Hang zur Ausschließlichkeit, der mit dem Ideal theoretischer Kohärenz einhergeht, zugunsten einer Kunst der Aussteuerung von Theorieinstrumenten zivilisiert worden war. Die großen schulischen Paradigmen der Grundlagenkrise um 1900 waren so weit ausgereift, daß interdisziplinäre Gruppen sie für ihre Fragestellungen nutzen konnten.

In diesem Band werden interdisziplinäre Kreuzungen ausgehend von einer für Anthropologie und Geschichte sensiblen Soziologie vorgestellt. In Teil I „Soziologie“ wird zunächst der multidisziplinäre, historische Hintergrund der Soziologie aufgefächert. Dem folgen Studien zur Biographieforschung, die ebenso interdisziplinären Arbeitszusammenhängen entstammen wie der 1989 in Berkeley vor Studenten gehaltene Vortrag „Alltag als Oppositionsbegriff“, in dem neben konzeptionellen Thesen auch Hinweise zur Streuung von alltagstheoretischen Motiven in Diskursen über das Vereinigen in Deutschland gegeben wurden. Den ersten Teil schließen Studien zum Komplex Klasse und kulturelle Identität ab.

Teil II verlagert den Ausgangspunkt auf „Anthropologie“. Nach einer Einleitung in die Problemgeschichte der Anthropologie werden Einzelthemen wie die Anthropologie der Gegenseitigkeit und anthropologische Diskurse über Grenzen behandelt. Die anschließende Studie untersucht die soziologischen Termini Lebensstil und System aus der Sicht der Philosophischen Anthropologie. Den Hintergründen der seit den 1990er Jahren aufflammenden fremdenfeindlichen Manifestationen gehen die Studien zu Gemeinschaftsbildung, Rassismus und Biopolitik nach. Den Teil II abschließend wird der Versuch unternommen, Anthropologie, Soziologie und Phänomenologie hinsichtlich ihrer „Geburtsstunden“ und Kernthemen erfahrungsgeschichtlich zu situieren.

Mit einem Klärungsversuch zum schillernden Begriff der Moderne zwischen Gegenwartsbezeichnung und Epochenbegriff und zur Rede von der Postmoderne beginnt der Teil III „Geschichte“. Dem folgt eine Auseinandersetzung mit der historischen Perspektive und der Rede von „Kulturschwellen“. Wenn es Menschen sind, die durch ihr Handeln eine Geschichte hinter sich zurücklassen, stellt sich die Frage nach verschiedenen Subjektivierungsweisen, wie etwa der Differenz zwischen einer Subjektivierungsweise kritischer Autonomie oder tragischer Souveränität. Mit Studien zur sozialen Funktion von

Vergangenheitsrepräsentation und zur Frage: Welche Vergangenheit brauchen unsere Kinder? schließt der Teil III ab.

Die Mehrheit der Studien entstand in interdisziplinären Kontexten. Sie wurden für diese Publikation überarbeitet, um bei aller Situationsgebundenheit und ihrem interventionistischen Charakter die Linien des gedanklichen Zusammenhangs der interdisziplinären Kreuzungen von Soziologie, Anthropologie und Geschichte klarer hervortreten zu lassen.

Literaturverzeichnis

- Bhabha, Homi K. 2000. *Die Verortung der Kultur*. Tübingen: Stauffenburg Verlag.
- Dahrendorf, Ralf. 1989. Einführung in die Soziologie. In *Soziale Welt* 40(1,2)/1989, 2–10.
- Feuerbach, Ludwig. 1976. Das Wesen des Christentums. In: ders., *Werke in sechs Bänden*, Bd. 5, hrsg. v. Erich Thies, 395–415. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Heckhausen, Heinz. 1987. „Interdisziplinäre Forschung“ zwischen Intra-, Multi- und Chimären-Disziplinarität. In *Interdisziplinarität. Praxis – Herausforderung – Ideologie*, hrsg. Jürgen Kocka, 129–145. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Hirsch, August. 1879. Art. „Gmelin, Ferd. Gottl. v.“ In *Allgemeine Deutsche Biographie*, Bd. 9, 267. Leipzig: Duncker & Humblot.
- Loth, Wilfried u. Wessels, Wolfgang. 2001. Auf dem Weg zur Integrationswissenschaft. In *Grundlagen für Europa 7/* 2001, 7–15.
- Max-Weber Stiftung (Hg.). 2014. *Max Weber in der Welt. Rezeption und Wirkung*. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Mittelstraß, Jürgen. 1987. Die Stunde der Interdisziplinarität? In *Interdisziplinarität. Praxis – Herausforderung – Ideologie*, hrsg. Jürgen Kocka, 152–158. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Müller-Böling, Detlef. 2000. *Die entfesselte Hochschule*, Gütersloh: Bertelsmann Stiftung.
- Müller, Hans-Harald. 2018. Was war eigentlich Interdisziplinarität – und was ist aus ihr geworden? Wissenschaftshistorische Vorüberlegungen. In *Interdisziplinarität und Disziplinenkonfiguration: Germanistik 1780-1920*, hrsg. Marcel Lepper u. Hans-Harald Müller, 9–19. Stuttgart: Hirzel.
- Rüegg, Walter (Hg.). 2004. *Geschichte der Universität in Europa*. Bd 3: Vom 19. Jahrhundert zum Zweiten Weltkrieg (1800–1945). München: Beck.
- Simmel, Georg. 1920. *Grundfragen der Soziologie. Individuum und Gesellschaft*. 2. Aufl. Berlin/Leipzig: De Gruyter.
- Stichweh, Rudolf. 1994. *Wissenschaft, Universität, Professionen. Soziologische Analysen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Weber, Max. 1988. Wissenschaft als Beruf. In ders., *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*, hrsg. Johannes Winckelmann, 582–613. Tübingen: Mohr.
- Witte, Johanna u.a. 2003. *Die Umstellung auf Bachelor- und Masterstudiengänge als Herausforderung für die deutschen Hochschulen: Handlungsfelder und Aufgaben. Positionspapier II zu Bachelor- und Masterstudiengängen*. Gütersloh: Centrum für Hochschulentwicklung Juni 2003.

Inhaltsverzeichnis

Fächervielfalt und das Gebiet der Soziologie. Einleitung	V
Soziologie	
Historische Quellen soziologischen Denkens	3
Soziale Konstruktionen von Biographien	31
Biographie und Kontingenz	41
Alltag als Oppositionsbegriff	49
Kompakte Klassen und Klasseneffekte. Überlegungen zur Klassentheorie	63
Kulturelle Identität und Migration	71
Anthropologie	
Menschenbilder. Problemgeschichte der Anthropologie	85
Gabe und Rache. Zur Anthropologie der Gegenseitigkeit	99
Anthropologische Überlegungen zum Begriff der Grenze in der Soziologie	111
Lebensstil und System aus der Sicht der Philosophischen Anthropologie	125
Gemeinschaft – Rassismus – Biopolitik	139
Biopolitik in der Moderne	153

Der gegenwärtige Ort der Phänomenologie in der Soziologie und Anthropologie artifizieller Lebenswelt	171
Geschichte	
Gegenwart, Epoche, Felder und Legitimität. Modi moderner und postmoderner Anschauungen	189
Begrenzungen des Historismus	207
Über Kulturschwellen.	219
Zum Verhältnis von Subjektivierungsweise und Geschichte	235
Gedenken oder Erforschen. Zur sozialen Funktion von Vergangenheitsrepräsentation	247
Welche Vergangenheit brauchen unsere Kinder? Überlegungen zur historischen Relevanz.	261

Soziologie



Historische Quellen soziologischen Denkens

1 Die Soziologie vor der Soziologie

Welches Datum soll man fixieren, um die Frage zu beantworten: Seit wann gibt es Soziologie? Wählt man den Zeitpunkt, da das Wort Soziologie zum ersten Mal auftaucht oder zur Selbstbeschreibung des eigenen Denkens benutzt wird? Gilt das Datum, an dem die ersten Lehrstühle für Soziologie eingerichtet werden, oder der Zeitpunkt, an dem Soziologie nicht nur nebenbei, sondern als Hauptfach mit einem eigenen Universitätsabschluß studiert werden kann? Und wer darf überhaupt von sich behaupten, daß er wie ein Soziologe arbeitet? Wie immer man die so gestellten Fragen beantwortet, man wird Autoren und Werke ausschließen und ins außersozilogische Nichts verbannen, mögen sie noch so sehr unser Wissen über Gesellschaft gefördert haben. Es gilt daher zunächst den Blick auf die Machttechniken zur Disziplinierung von Disziplinen zu lenken.

Zu den geistlosesten Machttechniken in diesem Felde gehören etwa solche, die zur Soziologie nur Beiträge rechnen, die von fachlich korrekt ausgebildeten Soziologen geschrieben und in *Peer-Reviewed*-Zeitschriften für Soziologie in den letzten 5 Jahren in englischer Sprache erschienen sind. Wer so vorgeht, für den bildet alles andere eine mehr oder weniger dubiose Peripherie, ist Randgebiet oder ist veraltet und gilt als Tradition.

Zur Disziplinierung von Disziplinen können auch stille Abkommen zwischen Fächern führen, bei denen die Traditionsmasse nach der Devise aufgeteilt wird: Adam Smith bekommen die Ökonomen, Herbert Spencer die Soziologen, Alexis de Tocqueville die Politologen. Was die Tradition angeht, so haben sich die Politologen mit ihrer verbreiteten Facheinteilung: „Vergleichende Regierungslehre“, „Internationale Beziehungen“ und eben „Politische Theorie“ den Löwenanteil der Tradition der europäischen Gesellschaftslehren gesichert, indem

sie die „politische Philosophie“ von Platon bis Habermas zu ihrer Fachidentität zählen.

Komplexer ist die Machttechnik, einzelne Figuren der Vergangenheit zu Klassikern der Soziologie zu promovieren. Wer entscheidet über solche Promotionen? Geht es nach der Häufigkeit der Zitationen, die über *Social Sciences Citation Index* oder *Arts&Humanities Citation Index* festzustellen sind? Ist es ein Konsens, der über Generationen unter Soziologen tradiert wird und in Curricula und Prüfungsordnungen dann immer wieder bestätigt wird? In welchem Verhältnis steht die Wissenschaftsgeschichte der Soziologie mit ihren neuen Erkenntnissen zum eingeübten Ensemble des Kanons der Klassiker?

Der pädagogische Nutzen von Listen mit Klassikernamen für die Lehre zur Einführung in die Soziologie steht außer Frage. Aber dann vermischt sich dieses einfache Anliegen mit der zweischneidigen Debatte um die Identität der Soziologie. Eigentlich ist Identität nichts Besonderes, jedes Phänomen hat seine Identität. Probleme bereiten diejenigen, die von Identitätsängsten geplagt sind. Wo Selbstbewußtsein fehlt, muß dann Identität her, und der kindliche Wunsch nach schützenden Gründervätern findet bei den zu Klassikern erhobenen starken Heroen der Soziologie seine Erfüllung.

Machtechnisch interessant wird es, wenn man sich derartige Listen genauer ansieht. In der pädagogisch durchaus lobenswerten Liste der Website: „50 Klassiker der Soziologie“ sind z. B. als Klassiker aufgeführt: Robert Michels, aber nicht Georges Sorel, Arnold Gehlen, aber nicht Max Scheler, Marcel Mauss, aber nicht Claude-Lévi Strauss, Pierre Bourdieu, aber nicht Edgar Morin. Für jeden, der hier zum Klassiker promoviert wurde, gibt es eine diskutabile Alternative. Die Exklusion hat freilich eine implizite Logik. Die Ausgeschlossenen gehören zu der Sorte von Wissenschaftlern, die nicht nur für die Soziologie Bedeutendes geleistet haben, sondern auch für Fächer jenseits eng gefaßter soziologischer Fachgrenzen.

Wenn man sich von den Machttechniken zur Disziplinierung von Disziplinen verabschiedet und nach sinnvollen Wegen einer Soziologie vor der Soziologie sucht, stellt man rasch fest, daß in der Vergangenheit Autoren über Ordnungen menschlichen Zusammenlebens und den Wandel dieser Ordnungen nachgedacht und geschrieben haben, die sich heutigen Facheinteilungen entziehen. In Europa sind es zwei Formen geistiger Arbeit gewesen, die einen bemerkenswerten Fundus von Kenntnissen und Erkenntnissen über die Sozialität des Menschen geschaffen haben: einmal das Bestreben, das verstreute Wissen Einzelner oder verschiedener Gruppen zu sammeln und zu ordnen, zum anderen das bohrende Nachfragen in Angelegenheiten, die bisher fraglos hingenommen wurden. In der einen Form erscheint der Typus des Gelehrten oder Universalgelehrten, in der

anderen der des Philosophen, wobei sich bei vielen Autoren auch beides mischen kann. Wir unterscheiden drei Wege, mit diesem Fundus umzugehen.

a. Historische Quellen soziologischen Denkens sind aufzudecken, wenn man sich daran macht, die Theorien und Problemlösungen zu rekonstruieren, die Gelehrte und Philosophen für die Fragen entwickelt haben, die in allen menschlichen Gesellschaften seit Anbeginn zu beantworten waren: Menschen mußten sich ernähren, mit dem Wetter zurechtkommen und ihre Wohnungen bewohnbar halten. Sie mußten irgendwie miteinander auskommen und den Nachwuchs so erziehen, daß er in die Gruppe integriert werden konnte. Sie mußten mit der Gebrechlichkeit und Hinfälligkeit des Körpers fertig werden, der dann schließlich bestattet werden mußte. Sie mußten mit der Tatsache fertig werden, daß Männer und Frauen existieren und daß Generationen kommen und gehen. Sie mußten anerkennen, daß es fette und magere Jahre gibt und daß Feuer, Überschwemmung oder Dürre vieles wieder zunichte machen konnten. Und sie mußten mit übel gesonnenen Menschen rechnen, mit feindlichen Gruppen, gegen die man Krieg führte, oder mit einzelnen, die in der Gruppe existierten und sich nicht fügen wollten.

Was z. B. bei Aristoteles über soziale Klassen, bei Augustinus über den gerechten Krieg, bei Thomas von Aquin über die Arbeitsteilung, bei Machiavelli über das Absterben veralteter Institutionen, bei Montaigne über das Streben nach einem gesellschaftlichen Gleichgewicht, bei Hobbes über Gewalt, Macht und Herrschaft, bei Hegel über Liebe, Ehe und Familie zu lesen ist, hat nicht nur soziologische Relevanz. Wer sich damit auseinandersetzt, kann hier darüber hinaus Grundfiguren des Denkens über Gesellschaft entdecken, die in der Folge wieder und wieder überschrieben wurden. Kurz gesagt: Man kann zu fast allen Fragen, die sich auf das Zusammenleben von Menschen beziehen, bei Gelehrten und Philosophen früherer Jahrhunderte kluge Einsichten und interessante Argumentationen finden. Bisweilen sind sie sogar, was den gedanklichen Zugriff angeht, überzeugender als das, was heutige Soziologie bietet.

b. Ein anderer Weg, historische Quellen soziologischen Denkens aufzusuchen, besteht darin, die Grundbegriffe, die wir heute in der Soziologie benutzen, auf ihre geschichtliche Befruchtung hin zu befragen, um zu prüfen, ob der Begriff noch das trifft, was er treffen soll. Alle Sprache registriert und verwandelt Sachverhalte, sie ist rezeptiv und produktiv. Von der *amicitia* zur Freundschaft, von der *communitas* zur Gemeinschaft, von der *societas* zur Gesellschaft, von der Polis zum Staat verändert sich einiges. Es kann geschehen, daß Wort und Sache in einem bestimmten Zeitraum gleichbleiben. Es kann aber auch geschehen, daß das Wort gleichbleibt, die Sache sich aber ändert, oder umgekehrt: das Wort

ändert sich, und die Sache bleibt gleich. Schließlich können Sache und Wort so auseinandergehen, daß die alten Zuordnungen unverständlich werden. (Koselleck 2006) Die Alternative zu dieser Art einer diachronen Begriffsgeschichte besteht in einer ideengeschichtlichen Forschung, die bei der Nutzung von historischen Quellen soziologischen Denkens mehr auf den historischen Kontext achtet als auf den einzelnen Text oder eine einzelne Aussage. Denn die Klassiker danach aufzurufen, was sie zur Idee der Gesellschaft, der sozialen Ordnung, der Funktion der Familie usw. gesagt haben, kann zu dem Mythos führen, daß eine kohärente Lehre vorliegt, wo es sich doch nur um zusammengestückelte Aussagen handelt, die im konkreten Kontext eine ganz andere Funktion hatten. (Skinner 2010)

c. Eine dritte Möglichkeit, sich mit historischen Quellen soziologischen Denkens zu befassen, besteht darin, nicht den Kanon von Klassikern der Soziologie oder die Geschichte der soziologischen Grundbegriffe und ihre situativen Kontexte und Verwendungsweisen ins Zentrum zu setzen, sondern den Blick auf historische Paradigmen der redundanten Denkformen und Sprachspiele zu lenken, die in allen Bereichen des Wissens in einem Zeitraum von mittlerer Dauer ihre Anwendung finden. Man könnte von politischen Sprachen im Sinne von John G. A. Pocock sprechen, von den verbreiteten Arten etwas zu problematisieren oder nicht, von deren Konventionen der Rhetorik, dem Stil der Plausibilisierung und dem Sortiment von Vokabeln, das eingesetzt wird. (Pocock 2010)

Eine solche Analyse kann auch erweitert werden mit Blick auf eine historische Diskursanalyse, wie sie Michel Foucault für die Grammatik, die Klassifikation der Lebewesen und für die Analyse der Reichtümer vorgelegt hat, bevor sich das Wissen in Disziplinen der empirischen Felder „Arbeit“, „Leben“ und „Sprache“ ausdifferenziert hat. (Foucault 1974) Auf dieser Ebene von Denkrahmen, bei Foucault *episteme* genannt, geht es nicht mehr um Autoren, sondern um mögliche Subjektpositionen, die die Ordnung des Diskurses zuläßt oder nicht.

Alles in allem: Soziologie vor der Soziologie bereitet einige Mühe und bedarf besonderer Anstrengungen, weil Soziologie ein spätes Fach ist, gerade mal gut hundert Jahre alt. Hinzu kommt, daß Soziologen nicht so verfahren können, wie etwa Physiker oder Chemiker, die in den Schriften von Gelehrten und Philosophen früherer Zeit exakt zwischen wahren Einsichten und horrendem Unsinn unterscheiden können, weil für sie der heutige Stand des Wissens der entscheidende Maßstab ist. In der Soziologie verbietet sich dieses einfache Verfahren. Denn wenn es zum Beispiel um die Validität von Aussagen über Blei geht, so nehmen wir an, daß sich dieser Reinstoff seit langer Zeit nicht verändert hat und das Wachstum des richtigen Wissens und die Bestimmung der Irrtümer auf dem Weg des Experiments gesichert werden können. Bei Menschen, in

Gesellschaft lebend, ändern sich die Dinge. So verfährt denn auch die soziologische Erforschung der Wissenschaftsgeschichte der Naturforschung nach dem Symmetrieprinzip, das lautet: Wahrheit und Irrtum der Wissenschaft einer Zeit sollen mit denselben Begriffen, Ursachen, Faktoren – d. h. eben symmetrisch – erklärt werden. Newtons Irrtümer und seine Durchbrüche sollten gerechterweise mit dem gleichen Maß gemessen werden, weil man sonst den offenen Charakter von Wissenschaft, bei dem ja gerade nicht von vornherein feststeht, was spätere Generationen gebrauchen und anerkennen können und was nicht, grundsätzlich verfehlt. (Bloor 1991)

Sich mit den historischen Quellen soziologischen Denkens zu befassen, ist gerade in Deutschland auch aus politischen Gründen stark zu machen. Denn im Selbstbewußtsein seiner Bürger fehlt eine verlässliche politische Konzeption mythischen Charakters, die helfen könnte, im Fluß der Ereignisse, der Krisen und Glücksmomente wieder zur Ruhe zu kommen. Helmuth Plessner hat daran erinnert, daß das Parlament in England, die bürgerliche Emanzipation in Frankreich, die erste bürgerliche Republik in Holland nicht einfach nur wichtige historische Ereignisse und Prozesse sind, sondern es sind für diese Nationen „Grundmythen“, und Plessner bemerkt: „Uns fehlt eine solche Grundmythe und infolgedessen eine spezifisch bindende Tradition. Gerade deshalb sind wir das *Volk der Geschichte* geworden.“ (Plessner 1982: 255)

Auch wenn seit 1945 unser historisches Bewußtsein auf Nationalsozialismus, Krieg und Shoah konzentriert ist, für alle Gesellschaften gilt, daß sie zur Bewältigung ihrer Krisen die guten Geister der Vergangenheit zu Hilfe rufen und den Beistand der Ahnen in Ritualen von Erinnerungskultur erbitten. Für die Krise Europas gilt dies Erfordernis heute in besonderem Maße, geschichtslose Selbstherrlichkeit kann sich dieser Kontinent im Unterschied zu den USA nicht leisten. Denn dort kann man sich auf andere Mythen verlassen und wie Huckleberry Finn auf die Bildungsangebote der Witwe Douglas reagieren: „After supper she got out her book and learned me about Moses and the Bulrushers, and I was in a sweat to find out all about him; but by and by she let it out that Moses had been dead a considerable long time; so then I didn't care no more about him, because I don't take no stock in dead people“. (Twain 1885: 2)

Wir beschränken uns in diesem Beitrag auf die Soziologie vor der Soziologie und behandeln das Denken der Gesellschaft bis zu jenem Moment, zu dem die heute als Gründerväter der Soziologie gefeierten Autoren Émile Durkheim, Georg Simmel, Max Weber, Vilfredo Pareto, George Herbert Mead u. a. ihre Arbeit aufnehmen.

2 Entdeckung der Gesellschaft

Die Entstehung von Soziologie zum Ende des 19. Jahrhunderts ist mit dem eigenartigen Vorgang, der Entdeckung der Gesellschaft, untrennbar verbunden. Dies meint nun nicht, daß unsere ferneren Vorfahren sich nicht bewußt gewesen wären, daß Menschen in Gesellschaft leben. Sie wußten sehr wohl, daß Menschen, so wie sie ihr Leben führen, einander brauchen. Es war völlig selbstverständlich, daß, wie der Grieche Aristoteles schrieb, der Mensch ein *zoon politikon* ist – ein Tier sicherlich, aber ein solches, das sich zu einer politisch-gesellschaftlichen Lebensform erheben kann. Die Entdeckung der Gesellschaft im 19. Jahrhundert meint jenen Vorgang, mit dem eine alte Selbstverständlichkeit von gesellschaftlich-gemeinschaftlicher Seinsweise brüchig wird und Gesellschaft als ein Problem erscheint, für das es neue Lösungen zu finden gilt. Soziologen haben die Gesellschaft nicht aus heiterem Himmel entdeckt, sondern unter einem düsteren Himmel den Aufruhr ihrer Zeit erfahren und sich als soziales Problem versucht verständlich zu machen. Von daher steht soziologische Arbeit immer unter „Zeitdruck“ im mehrfachen Sinne. Die Zeit ist zu knapp für das gemächliche Ausreifen der Forschungsergebnisse, und die Zeit bedrückt mit ihren ideologischen Verblendungen ebenso wie mit ihren Ratlosigkeit.

Gegen diese historische Situierung der Entdeckung der Gesellschaft könnte jemand mit gutem philosophischem Sinn einwenden: Menschen haben doch immer dieselben Probleme gehabt. Dies ist eine sehr ehrenwerte Auffassung; sie ist auch sehr weise. Wenn man auf einen hohen Berg steigt und in der klaren Luft einsam stehend über die Welt nachdenkt, wird man wohl zu solchen Auffassungen kommen. Aber unten in den Tälern und in den Niederungen, da wo sich Soziologinnen und Soziologen aufhalten, sieht die Sache mit den Problemen anders aus. Hier gibt es wohl auch so etwas wie die sog. ewigen Grundprobleme, aber es gibt vor allem Probleme, die auf den Nägeln brennen. Es gibt akute Probleme und weniger akute. In den Niederungen gibt es das Vergessen von jetzt nicht so relevanten Problemen und Prioritäten. Im 19. Jahrhundert ist das Problem Gesellschaft ein auf den Nägeln brennendes Problem. Denn die lebensweltlichen Gewißheiten der frühen Moderne fallen einem vierfachen Angriff zum Opfer: der Revolutionierung der Politik, der Monetarisierung der Beziehungen, der Industrialisierung der Arbeit und der Autonomisierung der Kunst.

Revolutionierung der Politik: Mit der Französischen Revolution, die 1789 beginnt und deren Ideen der Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit sich in der Folgezeit in der Welt auszubreiten beginnen, geht die lange Dauer einer in Ständen gegliederten Gesellschaft zu Ende. Das große Muster sozialer Differenzierung war, wenn man den Blick auf den indo-europäischen Kulturkreis

eingrenzt, erstaunlich konstant. Die historischen Erzählungen berichten von der Vollkommenheit der Gliederung der Gesellschaft in drei Hauptfunktionen: 1. dem göttlichen Gesetz, das zur Ordnung zurückführt, 2. dem bewehrten Arm, der mit Gewalt zum Gehorsam zwingt, und 3. der Fruchtbarkeit der Arbeit, der Fülle und der Feste. Die vollkommene Gesellschaft teilt sich in drei Stände: Geistlichkeit, Adel und Dritter Stand. Der vom Bischof gesalbte Monarch, der dem Adel entstammt, bildet die Spitze des ständisch gegliederten Gemeinwesens (vgl. Dumézil 1989; Duby 1986).

Diese trifunktionale Ideologie war historisch nicht unangefochten. Gegenüber der Vollkommenheit der Dreiteilung wurde geltend gemacht, daß der Friede der Ordnung nur ein oberflächlicher Schein sei, während in Wahrheit die Gesellschaft von einem geheimen Krieg durchzogen sei, der sie in nur zwei Lager teile. Jedes Individuum würde sich mit dem Offenbarwerden der fundamentalen binären Spaltung der Gesellschaft auf einer Seite finden. Unter dem Ansturm dieser Kritik am Trifunktionalismus bricht das alteuropäische Ständesystem zusammen.

Der Vorgang ist am klassischen Beispiel der Französischen Revolution gut zu beobachten. Die berühmte Kampfschrift von Emmanuel Sieyès zeigt lehrbuchartig die Dramatik der Umstellung vom Trifunktionalismus zur Binarität. Der Dritte Stand ist jetzt eine „vollständige Nation“. In ihr gibt es überhaupt nur zwei Typen von Arbeiten: private Arbeiten und öffentliche Arbeiten. Das alles kann der Dritte Stand leisten. Der Rest, die „Privilegierten“, d. h. Adel und Geistlichkeit, sind überflüssig. (Sieyès 1968: 56). Das politische Ordnungsgefüge wurde so unter die Imperative „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit oder der Tod“ gestellt, daß ein junger Anarchist schreiben konnte: „So lange der menschliche Geist nicht seiner Freiheit und ungebundenen Selbstentwicklung überlassen ist, so lange können wir auch nicht sagen, er habe ein Dasein, das seiner würdig wäre.“ (Bauer 1842: 9)

Monetarisierung der Beziehungen: Die Ursprünge des Geldes reichen weit zurück. Auch Märkte, auf denen Güter gehandelt wurden, gibt es schon lange. Entscheidend ist: Die großen Beschränkungen, denen die europäischen Märkte noch im 18. Jahrhundert unterlagen, fallen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Stück für Stück weg, so daß sich die Menschen in Europa erstmals mit einem System weitgehend sich selbst regulierender Märkte konfrontiert sahen. Im 19. Jahrhundert mußte man schon sehr blind sein, wenn man nicht sehen wollte, wie alle sozialen Beziehungen im Strudel der ökonomischen Rationalität gezogen wurden, wie auch die ehrwürdigsten Güter der Gesellschaft und der Kultur plötzlich einen Preis bekamen, verkäuflich und käuflich wurden. Die Geldwirtschaft und das Rentabilitätsbewußtsein durchdringen so sehr die zwischenmenschlichen

Beziehungen und das Verhältnis zu Dingen, daß ein anonymer Zeitgenosse feststellt: „Vermögen, Reichtum, Nutzen, Erwerb, Geld – das gilt über alles. Es ist zwar wohl immer geschätzt worden, allein doch nur als Repräsentant der Dinge; jetzt gilt aber der Repräsentant mehr als das Repräsentierte, und die Sachen und Dinge sind bloß Repräsentanten des Geldes geworden.“ (Anonym 1834: 47)

Industrialisierung der Arbeit: Die Geschichte der Industrie hat einen langen Vorlauf. Maschinen, mit denen die Körperkräfte des Menschen gesteigert werden konnten, sind schon in der Antike bekannt. Die Nutzung von Wind und Wasser in der Mühlentechnologie blüht im Mittelalter. Der spätmittelalterliche Bergbau stellt ein Mikromodell der Industrialisierung dar. Entwickelt ist zu dieser Zeit ein Ensemble von technischen und sozialen Strategien, die von hier aus in andere industrielle Bereiche eingedrungen sind. Ohne die Lösung der Energiekrise des 18. Jahrhunderts, d. h. ohne den durch die Entfaltung des Bergbaus möglichen Übergang vom Holz zur Kohle, wäre die industrielle Revolution undenkbar gewesen. Die fossile Energie ermöglicht der Dampfmaschinen-Technologie ihren Siegeszug.

Für die Ausbreitung von Maschinen ist der Wendepunkt entscheidend, an dem Maschinen oder einzelne ihrer Module mehr und mehr maschinell erzeugt werden. In der Fabrik steigt dann der Anteil des „toten Kapitals“ der Maschinen gegenüber dem „lebendigen Kapital“ der Arbeiter. Die technischen Innovationen und die Ausbreitung neuer Maschinen lassen den Unternehmer Robert Owen feststellen: „Die Dampfmaschine und die Spinnmaschine haben jedoch mit ihren Folgeerscheinungen, den zahllosen mechanischen Erfindungen, so viel Unheil über die Gesellschaft gebracht, daß dieses nun weitaus den Segen überwiegt, den sie gebracht haben. (...) Die allgemeine Ausbreitung der Fabriken über das ganze Land erzeugt einen neuen Charakter in seinen Bewohnern. (...) Der Unternehmer betrachtet die Beschäftigten als bloße Instrumente für seinen Gewinn, während die Arbeiter einen grob gewalttätigen Charakter erwerben“. (Owen 1970: 55 f.)

Autonomisierung der Künste: An Festtagen, wenn die Arbeit ruhte, war Zeit für die Kunst des einfachen Volkes, die herrschenden Schichten hatten dagegen mehr Muße und Mittel für die Repräsentation ihres Ranges und die Feier ihres Lebensstils in Architektur, Bildender Kunst, Musik und Literatur. Die Künstler standen im Dienst der Kirche und des Adels oder waren selbst Angehörige der Oberschicht. Mit der Genese eines bürgerlichen Publikums wuchs sehr langsam die Zahl der Künstler, die ihre Werke auf einem Markt anbieten konnten. Damit erweiterten sich die Chancen für ästhetische Distinktionen, die Stoff für die Kunstdiskussion werden konnten. Sie bezog sich mehr und mehr auf den Wert der Kunst an sich, auf ihre schöpferische Originalität und ihre Kühnheit, sich vom Gewöhnlichen abzuheben. Diese Autonomisierung der Künste führt zu Prozessen

kunstinterner Normbildung und der überraschenden innovativen Überschreitung ästhetischer Normen. Charles Baudelaire hat diese Autonomie der Kunst 1855 auf den Punkt gebracht: „Der Künstler hängt nur von sich selbst ab. Er verspricht den kommenden Jahrhunderten nur seine eigenen Werke. Er bürgt nur für sich selbst. Er stirbt ohne Nachkommen. Er war sein König, sein Priester und sein Gott.“ (Baudelaire 1983: 234)

Stimmen aus dem 19. Jahrhundert, die die vier Prozesse: der Revolutionisierung der Politik, der Monetarisierung der Beziehungen, der Industrialisierung der Arbeit und der Autonomisierung der Künste als etwas grundstürzend Neues erfahren haben, ließen sich mühelos zu einem Riesenchor erweitern. Aus den verschiedensten Perspektiven taucht Gesellschaft als Problem auf. Die Idee der ungebundenen Selbstentwicklung bedroht die soziale Bindung. Das Geld macht Beziehungen käuflich. Die Maschinen führen zu verelendeten und gewalttätigen Arbeitern, die Künstler definieren sich als absolut autonom. – Gesellschaft, d. h. daß Menschen einander brauchen, daß sie ihr Handeln in eine Ordnung bringen müssen – diese alte Vertrautheit bricht. Das Einander-Brauchen ist jetzt ganz unsozial bloßes Ausnutzen. Viele denken sich als Gegenüber der Gesellschaft. Gegen Gesellschaft wird Freiheit, Eigennutz und Autonomie gefordert und praktiziert. Gesellschaft erscheint so als eine Art Nichtgesellschaft oder als Auflösung der Gesellschaft, als gesellschaftliches Chaos, und das ist unheimlich. In einer paradoxen Selbstwahrnehmung sprechen die Menschen davon, daß es gesellschaftliche Kräfte sind, die die Gesellschaft bedrohen.

Mit der Entdeckung der Gesellschaft als einem fraglich gewordenen Phänomen im 19. Jahrhundert bilden sich drei Optionen heraus, deren Erbschaften in die Soziologie eingehen und bis heute Imaginationen ihrer Wirksamkeit stimulieren. In der einen Option spricht sich der Wille zu einer stabileren Sozialordnung, in der anderen Option der Wille zu einer besseren Gesellschaft, in der dritten Option schließlich der Wille zu einer informativen Selbstdarstellung der Gesellschaft aus.

3 Die Stabilität der sozialen Ordnung: Staat, Polizei, Selbstregulation

Der moderne Staat: Eine dramatische Herausforderung für die Stabilität sozialer Ordnung waren die über zweihundert Jahre währenden europäischen Glaubenskriege in der Folge der Reformation. Diese Kriege haben unsere Moderne tief geprägt. Religiöse Reformbewegungen kannte man seit langem. Entscheidend war, daß die religiösen Abweichler Herrscher fanden, die den reformierten Glauben zu ihrer Sache und damit zur Glaubenspflicht für ihre Untertanen machten.

Die Glaubenskriege waren somit zugleich Staatenbildungskriege. In der neuen Form des Territorialstaats sollten alle einer Konfession angehören. Gesellschaftstheoretischer Grundsatz war: *religio vinculum societatis* (Jede Gesellschaft braucht eine einheitliche Religion für ihren Zusammenhalt). Dissidenten mußten auswandern, und die Gläubigen, die keinen Staat ihrer Konfession fanden, gerieten in diesen Kriegen an die Peripherie entweder in den Osten Europas oder – weit erfolgreicher – über den Atlantik nach Nordamerika, um dort eine Gesellschaft auf der Basis der Religionsfreiheit zu errichten.

In Frankreich vertrat der im Glaubenskrieg zeitweise inhaftierte Jean Bodin die These, um trotz konfessioneller Zwietracht, die in religiös erregten Zeiten stets von neuem aufbrechen konnte, friedlich zusammenleben zu können, reiche es nicht, Familien und Gruppen sich selbst zu überlassen, vielmehr sei eine absolut unabhängige oberste vernünftige Gewalt nötig: „*summa potestate ac ratione moderata*“. (Bodin 1591, I,1) Die maßgebliche Modellvorstellung für eine solche souveräne Macht entwickelte ein anderer Glaubenskriegsgeschädigter. Thomas Hobbes ging davon aus, daß die Natur nicht nur, wie man in der Antike meinte, dafür gesorgt habe, daß jedem das Naturgemäße zur Erfüllung seiner Bedürfnisse gegeben sei, sondern daß im Naturzustand jeder den Anspruch auf alles ihm überhaupt Erreichbare geltend mache. „Sooft daher zwei ein und dasselbe wünschen, dessen sie aber beide nicht zugleich teilhaftig werden können, so wird einer des andern Feind, und um das gesetzte Ziel, welches mit der Selbsterhaltung immer verbunden ist, zu erreichen, werden beide danach trachten, sich den andern entweder unterwürfig zu machen oder ihn zu töten.“ (Hobbes 1978: 113 f.) Dieser Krieg aller gegen alle ist nur zu beenden, wenn die Menschen einen Vertrag schließen, auf Gewalt zu verzichten und diese einer souveränen Macht als Monopol zu übertragen.

Die moderne Polizei: Die Stabilität sozialer Ordnung bedarf nicht nur grundlegender, den inneren Frieden wahrender verfassungsrechtlicher Formen, nicht minder wichtig sind Erhalt, Pflege und Förderung gesellschaftlicher Teilbereiche, die sich der moderne Staat zur Aufgabe gemacht hat. Zu den historischen Quellen der Soziologie gehört gleichgewichtig die Kameralwissenschaft, die sog. „Policywissenschaft“. Die Staatswirtschaftslehren befaßten sich mit der Frage, welches Wissen wird benötigt, um das Ziel zu erreichen, das J. H. G. von Justi beschrieben hat: „Der Endzweck der Policy ist demnach, durch gute innerliche Verfassungen die Erhaltung und Vermehrung des allgemeinen Vermögens des Staats zu bewirken“. (Justi 1759: 6) Wir haben es hier mit einer Polizei zu tun, die die Steigerung der kollektiven und individuellen Kräfte der Staatsmitglieder zum Endzweck hat. Diese Polizei kümmert sich um Erhaltung und Vermehrung.

Sie befaßt sich nicht zuerst mit dem Verhältnis von Volk und Herrscher, sondern mit der Bevölkerung. Sie ist der prominente Gegenstand der Staatswissenschaft.

Es geht um die Personen, die ein Staatsgebiet bevölkern, und hieran schließt sich eine Reihe von Fragen, die zur Anlage von Wissensbeständen führen. Die Bevölkerung, das ist zunächst ihre Fruchtbarkeit. Wie hoch ist die Geburtenrate, wie hoch die Sterblichkeit? Dann geht es um die Zusammensetzung: Wieviele Frauen gibt es, wieviele Männer? Wie sieht es mit der Zusammensetzung nach Generationen aus? Wie lang leben die Personen? Bevölkerung, das ist aber auch die Produktivität der Personen: Art und Verteilung der Berufe, des Zusammenhangs von Berufen und der zu ihnen gehörigen Ressourcen, die Art der Qualifikationen, des Gelernt-Habens und der Ausbildung. Auf die Bevölkerung richten sich auch Fragen der Sicherheit, der Regenerierung, der Produktivität, Fragen nach Gesundheitszustand, Krankheitshäufigkeit, Ernährungszustand, Wohnverhältnissen, Kleidung u. a. m.

Aus der Tradition der Polizeywissenschaft haben sich bis heute zwei Formen der Wissensvermehrung in der Soziologie erhalten: 1. die Statistik, denn ohne Zahlen sind Aussagen über die Bevölkerung nicht möglich. Wieviele Personen gibt es im Staat? Wieviele leben, wieviele sterben? Was tun sie? Welche Ausbildung haben sie? Statistik ist eine unentbehrliche Hilfswissenschaft für die quantitative Sozialforschung in der Soziologie geworden. 2. der Lagebericht, denn Zahlen können täuschen. Man muß also die Dinge direkt in Augenschein nehmen. Die Inspektoren reisen im Lande herum, beobachten, besichtigen, führen Gespräche, vernehmen die verschiedenen Parteien, hören Lob und Tadel. Sie notieren sich dann die Klagen, schreiben, was ihnen stolz als Errungenschaft präsentiert wird. Sie gewinnen einen Eindruck; sie machen sich ein Bild von der Lage, ordnen die Informationen; sie recherchieren und schreiben Lageberichte. Diese Berichte zur Lage, die auf direkter Beobachtung und direkter Nachfrage beruhen, finden sich bis heute in der Soziologie als qualitative Sozialforschung. Gegen die Statistik des Belgiers Adolphe Quételet, der für Kollektive Normalverteilungen und Durchschnittswerte errechnete, beharrte Frédéric Le Play darauf, die Familie als Erhebungseinheit zu nehmen und diese auch vor Ort aufzusuchen, was er als Professor an einer Bergbauschule ausgiebig praktizierte. Die Edition „Ouvriers européens“ enthält Untersuchungen zu 36 Arbeiterfamilien, die in Inspektorenmanier teilnehmend beobachtet worden waren. (Le Play 1855)

Die Selbstregulation moderner Gesellschaft: Neben den staatszentrierten Perspektiven konnte man sich in der Krise des 19. Jahrhunderts auch auf solche Traditionen beziehen, die die Stabilität sozialer Ordnung als eine begriffen, die sich eigentätig aus dem sozialen Leben von selbst ergeben würde. So hatte Michel de Montaigne schon früh die Erfahrung gemacht, „daß die Gesellschaft letztlich